

Zwei ein Räder Land

Martin C Roos

Mit dem Fahrrad
durch alle
Bundesländer:
Deutschland in
2451 Kilometern



Martin C Roos

Zwei Räder, ein Land

**Per Fahrrad durch alle Bundesländer:
Deutschland in 2451 Kilometern**

Mit 4 Farb- und 14 Schwarzweiß-Fotos, 4 Schaubildern
sowie Übersichtskarte, Packliste und
16 Links zu Recherche-Clips.

Copyright: © 2020 Martin C Roos

Projektseite: RiffReporter.de/Deutschland

#RadelnderReporter – in 24 Etappen durch alle Bundesländer

Reisetipps und Kapitelauszüge (Leseproben): www.tinyurl.com/alle16d

Umschlag & Satz: Erik Kinting – www.buchlektorat.net

Sofern nicht gesondert vermerkt, liegen die Rechte der Fotos und Abbildungen beim Autor.

Coverfoto: Isabela Pacini

Verlag und Druck:

tredition GmbH

Halenreihe 40-44

22359 Hamburg

978-3-7497-9756-1 (Paperback)

978-3-7497-9757-8 (Hardcover)

978-3-347-09892-3 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

NORD

- 1. Holsteinmisere, Trabileiche, Schussanlage**
Kilometer 14: Tiefkühl von der Stute
- 2. Gartenschläger, Ossibäcker, Elbfischer**
Kilometer 126: Ostalgie in Brötchenform
- 3. Apfelerbe, Knappmannsdörfer, Lagerstätten**
Kilometer 277: Der Bindebaum von Krentzel

WEST

- 4. Düste, DeepHolz, Dümmer**
Kilometer 423: Ein Hauch von Gebirge
- 5. Schadenermessen, Schülerschlüsse, Sauerlandleid**
Kilometer 629: Der Diskriminierte am Skiverleih
- 6. Mundorgel, Ostpower, Rheingaulimit**
Kilometer 803 plus 33: Der Limes und das Limit

SÜD

- 7. KreuznachToo, Schwarzrotgold, BliesSlow**
Kilometer 874: Hüffelsheimliche Befreiung
- 8. Fundsachen, Obrigkeiten, Schimpftiraden**
Kilometer 1132: Baden und schnell gegangen

Die unbeantwortete Frage

Übersichtskarte zu den 24 Deutschland-Etappen

SÜD

9. Lunatisch, traumatisch, touristisch

Kilometer 1322: Ernüchtert nach dem Nachtrausch

10. Lose, Nässe, Krankenlager

Kilometer 1586: Wendemarken

OST

11. Dorf geteilt, Blau gewählt, Stalin verhöhnt

Kilometer 1701: Wolff, Wolf, abgesagt

12. Feine Seen, fiese Biester, flimmernder Rekord

Kilometer 1899: Mein Wörlitzproblem

13. Vermauert, verkohlt, verheimatet

Kilometer 2054: »Ich liebe diese Stadt – trotz allem«

NORD

14. Holzapfel, Hauswald, Hauptstadtcredo

Kilometer 2080: Sprung in die Freiheit

15. Rückenpflaster, Motorblöcke, Kümmernisse

Kilometer 2152: Die Simsons von Vietnitz

16. Schwarze Schale, rotgoldner Tand

Kilometer 2391: Abstecher nach Südamerika

Anhang

Ortsverzeichnisse

Sach- und Personenverzeichnis

Holsteinmisere, Trabileiche, Schussanlage

Berlin hat eine Tankstelle mit Ölkanne und Scheibenspray, aber keinen Supermarkt. Berlin hat einen Potsdamer Platz, aber keinen Späti. Zauberhaftes hässliches Berlin, lungerst klinkerfein zwischen sattgelben Rapshügeln, aber deine Imbissbude ist zu. Als ob spröder Humor satt machte. Kurfürstendamm, Heerstraße, Unter den Linden: Kalorienarme Worthülsen sind das! Einen Monat will ich durch Deutschland radeln. Aber schon nach einer Stunde kämpfe ich mit einer Misere an diesem Maimorgen. Ich brauche Verpflegung, und es gibt: nichts.

Neun Monate Landeskunde liegen hinter mir: Kultur- und Naturräume vergleichen, Partei- und Industrielandschaften studieren, hineinzoomen ins Straßengewirr zwischen den Metropolen, hunderte Dörfer und Städtchen im Blick, tausendmal ›Zur Route hinzufügen, klick.‹ Mein Reiseplan leidet an böartigem Streckenwachstum. Auf über 2300 Kilometer bläht sich mein Rundkurs durch die Republik. Also verordnete ich dem Gepäck strengste Diät, ganz naiv rechnend ›Route gebläht, Reisetage fix = Tempo rauf, Gepäckvolumen runter.‹ Ein Packsack mit sechzehn Litern, sinnierte ich: Das passt für die sechzehn Bundesländer; Essbares kaufst du einfach unterwegs. Da hatte ich noch keine Ahnung von Berlin, von der Provinz, vom Heute jenseits der Städte und von all den Hungerlöchern, die ich würde meistern müssen: im Sauerland genauso wie im Havelland, in Anhalt ebenso wie in Schwaben.

Im Dörfchen Berlin muss ich mich erst daran gewöhnen, wie kleine Misereen sich manchmal ins kleine Glück wenden. Dass ich hinter Berlin so ausgefallen frühstücke wie niemals – Milch von der Stute: So etwas macht mich übermütig, und im Nu ist all die Anspannung des ersten Reisetags verflogen.

Trotzdem solltest du auch Übermut im Zaum halten. Lass dir von deinem inneren Skeptiker gesagt sein: Du bist zu verbissen und bekommst nur deswegen erst einmal die Berlinkrise, weil du über hochfliegenden Fahrplänen die eigene Sturheit nicht erkennst: Derart jott-we-de beginnst du deine Deutschlandroute! Hauptstadt Berlin wäre der einfache und einleuchtende Startpunkt. Aber dieses winzige Berlin – nicht einmal übernachten lässt sich da.

DeutschLAND, verstehst du? Mir gehts vorrangig eben nicht um große Städte. Ich will das Land im Kleinen unter die Räder nehmen, über die Dörfer fahren, mit Menschen in winzigen Städten reden. Durch viel Grün soll mich das Rennrad tragen, über kurvige Sträßchen und schrullige Weiler. Berlin in Schleswig-Holstein ist erster Stopp auf der Reise, aber losgefahren bin ich in Gießelrade. Schlichte Höfe und Häuser lehnen dort rücklings an einer Waldeshöhe. Am Dorfrand beginnt die Trave, kümmerlich rinnt sie aus einem verbuschten Pfuhl. Holsteinische Schweiz heißt offiziell der Landstrich. Ich halte Ausschau nach zünftigen Bergen, finde aber nur eine Art Sofalandschaft, auf der Ackerhügel sich zu gutmütigen Polstern formen. Erster Weiler zwischen den Hügeln: Sarau. Es gibt einen Gutshof mit Werbetafel am Sträßchen. Zu sehen ist ein Gockel auf einem Schwein, zu lesen ›Bauer Schramm, Fleisch mit Qualität‹. Schramms Tafelschwein ist grün, vielleicht lebt es hier im Einklang mit der Natur – und besonders lang, weil Kundschaft rar ist in dieser abgeschiedenen Gegend.

Exakt ein Auto begegnet mir bis Seekamp. Ich quere das Wässerchen namens Berliner Au und rolle Unter den Linden ein. ›Unser Berlin ist 22 Jahre älter als die Hauptstadt‹ vermeldet die amtliche Webseite Traveland. Gut fünfhundert Einwohner hat dieses Berlin, gegründet von Fürst Berolin, 1215 erstmals erwähnt. Zu Kaisers Zeiten dienten Holstein-Berliner in Hauptstadt-Berlin. Aus Jux und Größenwahn importierten sie Straßennamen in die Heimat. Nach dem Zweiten Weltkrieg machte man Ernst, ließ sich von Westberlin original Straßenschilder spendieren.

Unter den Linden 1, an dieser Adresse stehe ich jetzt. Mit Frühstücksfrust, denn die dortige Imbissbude hat noch zu. Probevisite an

Berlins einzigem Gasthaus: Es öffnet noch später. Und die Tankstelle? Ölkanister und Scheibenspray. Das Nebengebäude heißt ›Super Markt H. Hey‹. Aber drinnen, hinter erblindenden Scheiben, sehe ich nur den Podex eines Mopeds, Segeberger Kennzeichen. »Hat vor ein paar Jahren dicht gemacht« ruft mir eine tankende Frau herüber, die mich Hey starren sieht. »Bis zum nächsten Supermarkt sind es so sieben Kilometer, nach Norden raus.« Ich will nach Süden. Warum hat der Markt zugemacht? Die Frau sagt, immer mehr Menschen boykottierten den Laden. »Die Besitzer stellten sich aber auch an! Wenn da jemand auch nur eine Minute zu spät kam, nach Ladenschluss, haben die den nicht mehr reingelassen.« Als ich der Frau meine Hungermisere schildere, darf ich ihr nach dem Tanken von der Potsdamer in die Heerstraße folgen. Dort betreibt die Frau zusammen mit der Familie einen Haflingerhof, Hauptprodukt Stutenmilch. »Aber so früh am Tag ist noch nicht fertig gemolken, da kann ich Ihnen nur Tiefgefrorene anbieten.« Ich überlege nicht lange.

Kilometer 14: Tiefkühl von der Stute

Wenig später glänzt auf meiner Packtasche, silbrig und unterm zarten Flaum frischen Reifs, ein flacher Viertelliter-Beutel mit Demeter-Logo. Klar muss ich warten, bis die Stutenmilch angetaut und trinkbar ist. An Niedersachsens Milchtankstellen werde ich ab Morgen schneller zum Zuge kommen. Denke ich, wieder einmal. Dreißig Stunden später werde ich bereuen, mich darauf verlassen zu haben.

Kaum bin ich in Fahrt, halte ich am Ortsende Berlins, Gutshof angucken. Das Gemäuer schimmert nicht klinkermodern kühl, es glänzt warmrot im Gewand alter Steine. Oben prangt ein trabendes Pferd als Wetterfahne. 1925: Schnörkeleisen verkünden das Baujahr. Respekt, es war das Jahr einer wirklichen Misere. Landwirtschaftliche Geräte waren teuer, Kreditzinsen hoch. Zudem litten Bauern unter Preisdruck, weil die Weimarer Republik 1925 erstmals Agrarprodukte aus dem Ausland zuließ.

Die Bauernmisere kumulierte in der Landvolkbewegung, die von Holstein auf die gesamte Republik übergriff. Viele Bauern radikalisierten sich, es gab gewaltreiche Demos und Anschläge. Ganz so wie Hans Fallada schreibt in ›Bauern, Bomben und Bonzen‹. Als Blaupause diente ihm Neumünster, gut dreißig Kilometer westlich von Berlin. Dort saß Fallada zweieinhalb Jahre im Gefängnis, weil er, bereits vorbestraft, Geld für Alkohol und Morphin unterschlagen hatte. Im Juni 1928 kam er frei, war später Lokalreporter des *General-Anzeiger* und Zeuge des Bauernaufstands sowie eines Schauprozesses gegen die Aufrührer. Die Bonzen, das waren zu Falladas Zeiten die Roten. Die Bauern wählten zunehmend braun. Auf dem Boden der Landvolkbewegung gedieh der Nationalsozialismus allzu prächtig – berüchtigt seine Wahlerfolge von 1928 in Holstein und im Kreis Segeberg, zu dem Berlin gehört. Segeberg gerät jüngst wieder in die Schlagzeilen. Dort versucht ein mehrfach verurteilter Rechtsextremist, ein Nazi-Netzwerk auszubauen.

Segeberg endet hinter Steenkrütz, wo heute ein harmloses Netzwerk installiert wird. Rechts der Straße spannt sich nagelneuer Maschendraht um ein Areal, etwas so groß wie ein Badepool. Eben packen die Bauarbeiter ein, ich frage den Bauleiter, was das für ein Gehege wird. »Wir machen hier ein neues Konto auf« scherzt er und ergänzt: »Das gehört hier zu einer Ökobank. Die besteht aus Flächen, welche die Naturschutzbehörden ausweisen, um Firmen oder Privatleute zahlen zu lassen für massive Eingriffe in die Natur. Das kann zum Beispiel eine Straße sein oder ein Bauwerk – kann auch ganz woanders sein als hier oben an der Trave.« Auf dem Steenkrütz-Konto sollen Amphibien heimisch werden. Ich frage, ob so das Land mehr Wildnisgebiete bekommt, die der Bund jetzt einfordert. Nein, sagt der Bauleiter, dafür sei die Landschaft zu kleinteilig strukturiert, ein generelles Holstein-Problem.

Im Mix der Felder variieren die Dörfer. Strenglin steht ernst hinter Gerste, Pronstorf hat ein mondänes Gut. Stallungen werden für ein Festival präpariert, kündigt ein Plakat. Goldenbek signalisiert mir einen ersten Wink in die deutsch-deutsche Vergangenheit: Am Mast einer Seitenstraße weht

ein Originalbanner der DDR-Automarke ›Trabant‹. Zu erspähen ist von der Straße aus nichts, auf Klingeln oder Rufen reagiert niemand. Ich frage einen Passanten. Der berichtet, ein Fernfahrer bastelt hier in der Freizeit an Rennpappen.

Einen einzelnen Trabi bekomme ich eine Radstunde später dann doch noch serviert. Vorher kredenze ich mir am Rand der Holsteinschweiz ein Mahl aus dem Folienbeutel: Meine Frostmilch ist angetaut, endlich. Schmeckt angenehm mild und nussig, dieses Stutenelixier, gar nicht so tierisch herb wie vermutet. Aber ich brauche mehr, etwas Handfestes, nehme Witterung auf in Berkenthin. Da liegt das ›Kleine Kaufhaus‹ an meiner Route. ›Kohlenhydrate‹ denke ich, erblicke im Schaufenster aber nur Plastikspielzeug – und neben dem Haus eine Leiche. Es ist ein kunterbunt angemalter Trabi mit krätziger Karosserie und erloschenen Kulleraugen über halb abgerissener Stoßstange. Auf dem Dach sitzt das Riesenimitat eines Drehschlüssels. Ob das auch ein Spielzeug ist, frage ich im Kaufhaus. »Ja, das war ein Werbegag, zum 25-jährigen Jubiläum unseres Ladens« klärt mich drinnen die Frau hinter dem Verkaufstisch auf. Ihr Vater hatte das Ding einer seiner Angestellten aus dem Osten abgekauft, die sich von ihrem Lohn ein Westauto leistete.

Ein echtes DDR-Schnäppchen. Wusste Günter Grass davon? Inspirierte ihn die Trabileiche gar? Grass wohnte nur zehn Fahrminuten von Berkenthin, in Behlendorf. Unvergessen nach der Wende: Seine Rede ›Ein Schnäppchen namens DDR‹, gehalten vor dem Bundestag zum Tag der Deutschen Einheit. Er wusste, die Rede würde einen Eklat auslösen, und amüsierte sich später in einem seiner Tagebücher: ›Die Diskussion danach begann wie gewohnt mit »Wo bleibt das Positive?« obgleich ich doch diese deutsche Standardfrage verhöhnt hatte.« An der Person Grass, dem großen Kritiker der Einheit, sucht man heute noch nach kleinen Widersprüchen. Einen nahm er mit auf den Friedhof: Obwohl längst aus der Kirche ausgetreten, ließ er sich mit Pastors Segen bestatten.

Mit flauem Magen mache ich den Abstecher nach Behlendorf. Primär geht es mir ums profane Essen; immerhin gibt's einen Kiosk. Nebenbei untersuche ich das Sakrale am Grass-Grab [Kurzclip

www.tinyurl.com/Grass1990]. Es ist herrlich weltlich: ein großer Baum, ein großer Stein, viel Grün und kein Kreuz.

Sechzehn Lieblingsorte

Einen aus jedem Bundesland, gelistet in der ›erfahrenen‹ Reihenfolge (siehe Sach- und Personen- sowie das Ortsverzeichnis am Buchende):

Das Grassgrab (Behlendorf/Schleswig-Holstein)

Die Ossiproduktion (Boizenburg/Mecklenburg-Vorpommern)

Der Herbstprinz (Hamburg)

Das Blockland (Bremen)

Der Dümmer (Niedersachsen)

Das Fachwerkspektakel (Freudenberg/NRW)

Die Raserstrecke (hinunter nach Eltville/Hessen)

Das Rebenland (um Laurenziberg/Rheinland-Pfalz)

Der Bürgergarten (Blieskastel/Saarland)

Die Schwarzmiss (Kaltenbronn/Baden-Württemberg)

Der Trüffelitaliener (Rothenburg ob der Tauber/Bayern)

Die Bastei (Blankenberg/Thüringen)

Die Landbrücke zwischen Kahnsdorfer und Hainer See (Sachsen)

Das Gartenreich (Wörlitz/Sachsen-Anhalt)

Der Odysseus (Berlin)

Die Simsonwiese (Brandenburg).

Güster, Göttin, Besenthal. Meine letzten ›West-Orte‹ tragen marketingtaugliche Namen. Ich selbst taue zu nicht mehr viel, merke im Steilstück hinauf nach Göttin, wie sehr mir knapp hundert Kilometer in den Beinen stecken. Dann ist die Straße hinüber nach Besenthal auch noch ungehobelt und schmutzig. Und: Ich bekomme meine erste Breitseite. Regenböen von schräg vorn vergällen mir auf nicht endender Geraden die letzten Kilometer vor Mecklenburg. Hinter der mit Wasser und Dreck besprenkelten Brille übersehe ich fast den Pfahl in Deutschlandfarben. Er

hat das DDR-Signum und ist ein hübsches Museumsstück, das an hässliche Geschichte erinnert. Im Schutz alter Eichen lasse ich den Schauer vorüber, einen Unterstand gibt es an der Anlage des Freiluftmuseums nicht.

Ich lehne mein Rad an die Umzäunung und nehme die makabre Parade der Exponate ab, beginnend auf der einst dem ›Imperialismus‹ zugewandten Seite: Streckmetallzaun 3,20 Meter mit Selbstschussanlage. Bunkerartiger Unterstand für zwei Grenzsoldaten. Stahlseilverspannung als Hundelaufanlage. Grenzsignalzaun 2,40 Meter, montiert auf tief sitzenden Betongitterwaben und unter Strom gesetzt. Laut Infotafel gab es entlang der innerdeutschen Grenze rund viertausend Kilometer Aluminiumkabel – rund das Dreifache der Grenzlänge. Fürs Museum haben die Macher jene Sicherungsanlagen, die sich einst auf einer Breite von zig hundert Meter verteilten, auf kleinem Areal verdichtet.

Allzu oft wird das Grenzmuseum dem intakten Gras ums Areal zufolge nicht besucht. Beliebter scheinen Grenzerlebnisse anderer Art zu sein. Einen Steinwurf entfernt vom Museum haben Anwohner am Stamm einer Eiche einen laminierten Ausdruck angenagelt, der in blauen Serifen fleht ›Liebe Brunftbeobachter, bitte überlasst das Grölen den Hirschen! Hier wohnen nämlich brave Menschen, die schlafen möchten.‹ Hundert Meter weiter entlang der Straße findet sich eine Straßenkasse. Dort darf man 3 Euro einwerfen für ›Mittsommernacht 2018 – den Honig aus dem heißesten Sommer seit Menschengedenken‹.

Ich möchte nichts mehr am Ende des ersten Fahrtags. Bis zur Unterkunft fehlen wenige Minuten, dann werde ich die Beine hochlegen. Oder doch nicht?

Gartenschläger, Ossibäcker, Elbfischer

In Radschuhen und greller Plastikkluft pirsche ich durch den matschigen Wald westlich von Leisterförde. Bis 1989 war Pirsch hier Alltag für die Soldaten an der DDR-Grenze. Im April 1976 war jedoch ein Sonderkommando bei Leisterförde unterwegs: Stasi-Scharfschützen, die außer ihren Gewehren den Schlüssel für eine Tür im Grenzzaun dabei hatten. Sie legten sich auf ›BRD‹-Seite tagelang auf die Lauer. Am letzten Apriltag erfüllten sie ihre Mission. Die Scharfschützen erschossen Michael Gartenschläger, einen Mann, der die DDR mehr hasste als er sein eigenes Leben liebte. Wo und wie er sich an der Grenze zwischen Holstein und Mecklenburg zu schaffen machte, soll mir das Gartenschläger-Eck verraten. Deswegen bin ich am Ende des ersten Fahrtags noch einmal in den Wald gestapft.

Vor dem Wald steht der Pilz. Er besteht aus zwei Metern Eisenstiel plus rostigem Blechhut und ist einziges Relikt der Grenzkompanie bei Leisterförde. Pilz nannten ihn die Wachsoldaten, die unter seinem Hut Schutz fanden vor Regen und Schnee. Pilz heißt er noch heute, sagen meine Gastleute, die mir einen Besuch empfehlen. Am Stiel gebe es eine Infotafel zur Grenze. Auch wenn es einige Kilometer entfernt ist: Auf dem Rad abends die Beine auslockern, ohne Gepäck, kommt mir zupass.

Die Kaserne, erfahre ich am Pilz, steht seit 2007 nicht mehr. Der Grenzalltag war stressig, behauptet die Infotafel. »Über Michael Gartenschläger haben sie kein Wort geschrieben« spricht mich von hinten ein Mann an, Spaziergänger anscheinend. Ich frage nach diesem Gartenschläger. Der Mann sagt nur »ein Opfer des Regimes« und dass ich doch den alten Kolonnenweg bis zum Gartenschläger-Eck gehen möge, um mehr zu erfahren. Er geht weiter und lässt mich ratlos zurück.

Was fange ich an mit diesem halbgaren Hinweis? Wo verlief denn genau die Grenze? Wie weit ist wohl dieses Eck? Warum soll ich dieser Geschichte nachgehen, wo ich doch nach dem Fahrtag müde und erschöpft bin. War nicht mein Plan, mit meinen Kräften hauszuhalten, um sie nicht frühzeitig zu verschleißen?

Ein toller Reporter bist du, sehr solide. Hast dir da ein schönes Korsett von Terminen verpasst für deine Länderfahrt. Wie ein Briefmarkensammler hast du dich monatelang gefreut, wenn du Lücken in deinem Rechercheplan mit hübschen Marken füllen durftest: ein Örtchen hier, ein Menschlein dort. Wie kleingeistig ist das denn? Jetzt stehst du hier wie ein Tourist, der sich bloß nicht überanstrengen will. Wenn es dich schon am ersten Tag überfordert, einer Spur nachzugehen ohne sicher zu sein, ob das in dein Markenalbum passt, dann lass die Reise lieber bleiben.

Eine Weile stehe ich noch unschlüssig am Pilz, stiere auf die Fichten des alten Kasernenareals und finde es in Ordnung, mal eben online zu schauen: Grenzverlauf Mecklenburg-Holstein, ja, es gibt einen deutlichen Grenzknick. Ich kalkuliere eine halbe Fußstunde und fahre zum alten Wald westlich hinter Leisterförde. ›Wölfe suchen auch in diesem Gebiet nach Beute‹ sagt das Schild am Baum, wo ich mein Rad parke. Der Pfad, dem ich danach folge, gehört keinen Zweibeinern: Ein Trupp Wildschweine rast auf mich zu. Die Bache erschrickt offenbar ebenso wie ich, lenkt ihr Gefolge drei Meter vor mir abrupt ins Dickicht. Mein Herz klopft stärker als am Holsteinhügel nach Schramms Hof, wo das Schwein in Grün posiert.

Mitten im vermoosten Wald stoße ich auf Mauerreste, überwuchert von Gebüsch und jungen Bäumen. Hier stand der Hof Wendisch Lieps, erfahre ich am Gedenkstein. Zwei Jahre nach Mauerbau wurde der Hof ›beseitigt‹ – wie zahllose Siedlungen nahe der Grenze, deren Bewohner dem DDR-Regime als ideologisch unzuverlässiges Ungeziefer galt. ›Aktion Ungeziefer‹ war der Deckname fürs ideologische Reinemachen an der Grenze.

Ums einstige Hofareal buscht sich Unterholz auf. Während ich mich weitertappend darüber ärgere, dass mir Ranken die Radhose zerfasern, habe ich den Rand des alten Waldes erreicht. Junge Kiefern stehen vor mir, dicht gepflanzt in Reih und Glied. Hier war der Todesstreifen. Mulmigen

Gefühls tappe ich im Slalom gen Westen. Mulmig ist mir, weil entlang der einstigen innerdeutschen Grenze noch zehntausende Landminen herumliegen sollen. Durch ein Kieferndickicht mit Friedhofsstimmung komme ich zum Grenz-Eck. Die Grenze knickt hier von West auf Süd, was eine Ecke in Richtung Holstein exponiert. Hier machte sich Michael Gartenschläger zweimal am Zaun zu schaffen. Beim dritten Mal wurde er erschossen. Woran der westdeutsche Bundesgrenzschutz nicht unschuldig war.

Gartenschläger stammt aus Brandenburg, war bei Protesten gegen den Mauerbau im Alter von 17 Jahren festgenommen und in einem Schauprozess zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Mit 27 Jahren kaufte ihn die Bundesrepublik frei, er ließ sich in Hamburg nieder, mit dem Auto keine Stunde entfernt von dem Waldstück, in dem ich stehe. Im Jahr 1976, Gartenschläger war inzwischen 32 Jahre alt und sein Hass auf das Ostregime ungebrochen, erdachte er eine Racheaktion. Er wollte der Welt vor Augen führen, dass an der Grenze tatsächlich Selbstschussanlagen montiert waren – beständig geleugnet von der DDR. Im März demonstrierte er das erste Gerät und verkaufte es an den *Spiegel*; im April das zweite. Seine Umtriebe stießen auf Unmut beim westdeutschen Grenzschutz. Der informierte über Funk alle Bundesgrenzer der Gegend über Gartenschlägers Aktionen mit der Anweisung, ihn von der Westseite her abzuwachen – zumal in Holstein ein gerichtlicher Bescheid wegen Waffenbesitzes gegen ihn vorlag. Ostdeutsche Grenzer hörten den Funk der Westdeutschen mit und alarmierten die Staatssicherheit. Die schickte ihr Spezialkommando.

Wer am 30. April 1976 zuerst schoss, konnte nie aufgeklärt werden. Fakt ist: In der Nacht zum 1. Mai starb Gartenschläger an Treffern in Herz und andere Organe. Die Stasi nahm ihn mit und ließ ihn zehn Tage später als »unbekannte Wasserleiche« auf dem Schweriner Waldfriedhof einäschern. Von der Grabstelle erfuhren Familie und Freunde erst nach der Wende.

Wo das Grenz-Eck westlich in den Wald zeigt, treffe ich auf die Gedenkstätte: Original-Grenzpfeiler, ein Stück Grenzmauer, ein mannshohes massives Holzkreuz, in hellem Blech ummantelt. Auf einem

Felsbrocken ist zu lesen, das Sonderkommando bedachte Gartenschläger mit einhundertzwanzig Schüssen. Am Zaunstück hat die Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V. eine Selbstschussanlage montiert. Angesichts ihrer Primitivität wirkt sie besonders perfide: In einen zigarrengroßen Zündzylinder münden Spanndrähte, die entlang des Zauns laufen. Auf dem anderen Zylinderende steckt ein Metalltrichter – man könnte es für eine Kinder-Flüstertüte halten. Werden die 120 Gramm TNT im Zylinder elektromechanisch gezündet, zerfetzen hundert scharfkantig gezackte Metallsplitter Tiere, Menschen, einfach alles in einer Reichweite von 25 Metern. Die Splittermine SM-70, so der offizielle Name, wurde von der DDR seit 1969 zu Zehntausenden montiert. Das Regime behauptete, es handelte sich um Attrappen, bloß zur Abschreckung, und unterzeichnete 1975 die Menschenrechtserklärung von Helsinki. Demontiert wurden die Splitterminen erst 1984, weil der Westen Druck ausübte. Ohne SM-Rückbau hätte die DDR einen Milliardenkredit nicht bekommen und wäre womöglich zahlungsunfähig geworden.

Als ich von der Gedenkstätte zurück auf den lichten Grenzstreifen gelange, ist die Abendsonne hinter schwarzen Schleiern versackt. Im Süden und Osten schimmern noch blaue Flecken zwischen Gewölk. Instinktiv hoffe ich, Blau möge sich durchsetzen. Oder lieber doch nicht? Mit himmlischem Blau wirbt ja ausgerechnet die AfD. Und später im Jahr werden sich die Blauen bei drei von vier Länderwahlen Ostdeutschlands zu Spitzenparteien in den Parlamenten mausern.

Grass pinselte einst ein Aquarell, das mir in den Sinn kommt: Deutschland in Braunrotgrün-Tönen. Darüber ist in breiter Kurvatur – die Assoziation Kothaufen liegt nicht fern – handschriftlich schwarz geschrieben: ›Seit Jahren liegt eine Last auf meinem Land. Versteinerter Brei, klebfest, nicht abzuwählen.‹

Zweiter Fahrtag: ›Heimat bewahren‹ begrüßt mich ein AfD-Plakat am Rande Boizenburgs. DDR-Heimat wird von der AfD wohl nicht gemeint sein. Dabei bietet Boizenburg den sogenannten Ostalgikern zwei anschauliche

Objekte. Das eine ist essbar und schmeckt lecker. Im anderen Objekt kann man essen, aber es wirkt völlig geschmacklos. Aber der Reihe nach.

Von Leisterförde nach Boizenburg sind es zwanzig flache Kilometer, gesäumt von Wald und bespielt vom Bach namens Boize. Im Gegensatz zu Berlin bietet das Städtchen Frühstücksgarantie: ›Handwerksbäckerei‹ weist im Zentrum ein Schild in die Königstraße. Fünf Minuten später stehe ich, noch ohne Frühstück, bei Thomas Stenschke in der Backstube.

Kilometer 126: Ostalgie in Brötchenform

Stenschke holt aus einem großen Plastikeimer sein liebstes Kind: den Teig aus dem er ›Ossis‹ macht. »Drinne steckt eine ganz besondere Zutat« schmunzelt der 53-Jährige »und das ist Zeit«. Stenschke setzt abends einen Vorteig an, den er frühmorgens ein zweites Mal durchknetet. Täglich bäckt er an die hundert jener Doppelbrötchen, die er an der Straße als ›DDR-Brötchen‹ bewirbt, die im Laden aber einfach ›Ossis‹ heißen und deren Korb auch so beschriftet ist. Wie reagieren die Menschen in Boizenburg auf Stenschkes ›Ossis‹? »Beschwert oder gemeckert hat niemand« sagt der Bäcker. »Das hat sicher auch damit zu tun, dass ich von hier stamme. Meine Oma übernahm den Laden vor dem Krieg.« Zu DDR-Zeiten übernahm Stenschkes Vater. Der buk nach der Wende weiter DDR-Brötchen, aber jedes Jahr nur einmal: zum einstigen ›Tag der Republik‹. Politischen Hintergrund dafür gab es keinen, sagt Stenschke. »Das war ein reiner Werbegag.« Seit Oktober 2015 bietet der Bäcker seine ›Ossis‹ nun täglich in der Königstraße feil.

Als ich mich nach ›Ossi‹-Lehrgang und -Frühstück verabschiedete, lasse ich mir für 60 Cent eines der aromatisch duftenden Doppelbrötchen einpacken.

Wenn es nicht bis zur Nordsee dümpelte, wurde das Brötchen vielleicht von einem Schwan oder einem Fisch gefuttert, und das kam so: Ich fuhr raus aus Mecklenburg – Brücke über die Elbe – holprige Holzbohlen am

Geländer – Brötchentüte nicht sicher verzurrt auf dem Packsack – ›Ossi‹ hopst in die Elbe.

Noch ist es nicht so weit mit mir, noch habe ich mein Brötchen und bin in Boizenburg. Am Ortsausgang gab es zu DDR-Zeiten eine Kontrollstelle, sieben Kilometer vor dem finalen Grenzzaun. Heute heißt sie ›Checkpoint Harry‹. Ein Harry S. kaufte den Flachbau nach der Wende und baute ihn als Imbiss, Gaststätte, Partyservice aus. Neben dem Eingang prangt mannshoch ein Fliesenmosaik an der Wand. Es zeigt einen lächelnden DDR-Grenzer, winkend, mit glänzenden Schaftstiefeln, in der Rechten hält er ein halbvolleres Gläschen mit rotem Sekt. Gerne hätte ich Harry S. befragt, ob er mit dem Grenzer einen derben Spaß macht oder aber alte Zeiten zurücksehnt. Aber aus Holstein weiß ich schon: Wer zu früh kommt, den bestrafen verschlossene Türen. ›Checkpoint Harry‹ öffnet wie der Imbiss gestern in Berlin erst spät vormittags. So mache ich mich rasch daran, das geschmacklose Fliesenbild und den Osten hinter mir zu lassen. ›Einreisen‹ werde ich erst wieder in 1472 Kilometern.

Das Strafwort für Radfahrer, die nach Westen rübermachen, heißt Westwind. Mit jeder Stunde bläst er heftiger; auf den exponierten Elbhängen hinter Boizenburg geradezu ekelhaft. Ich muss mich geradewegs hindurcharbeiten und ein Stückchen Holstein queren. Dann quere ich die Elbe und bin in Niedersachsen.

Hohnstorf heißt der erste Ort. Ohne zehrenden Wind könnte er nett sein. Doch die Häuser am Elbdeich sind verteilt, als repräsentieren sie die Großzügigkeit des gesamten Flächenlandes: Es findet sich kein Windschatten, überall wirbelnde Brisen. Der Tag wird noch lang, denke ich, du hast keinen ›Ossi‹ mehr und kaum anderen Proviant. Ob sich in Hohnstorf etwas kaufen lässt? Google spuckt Edeka aus, aber das ist abseits, jenseits der Bundesstraße, das widerstrebt mir. Ich bleibe auf der Route, probiere mein Glück am letzten Haus, Pension und Ferienwohnung in einer Sackgasse namens Fischerzug. Vielleicht räumen die dort eben erst das Frühstück weg und...

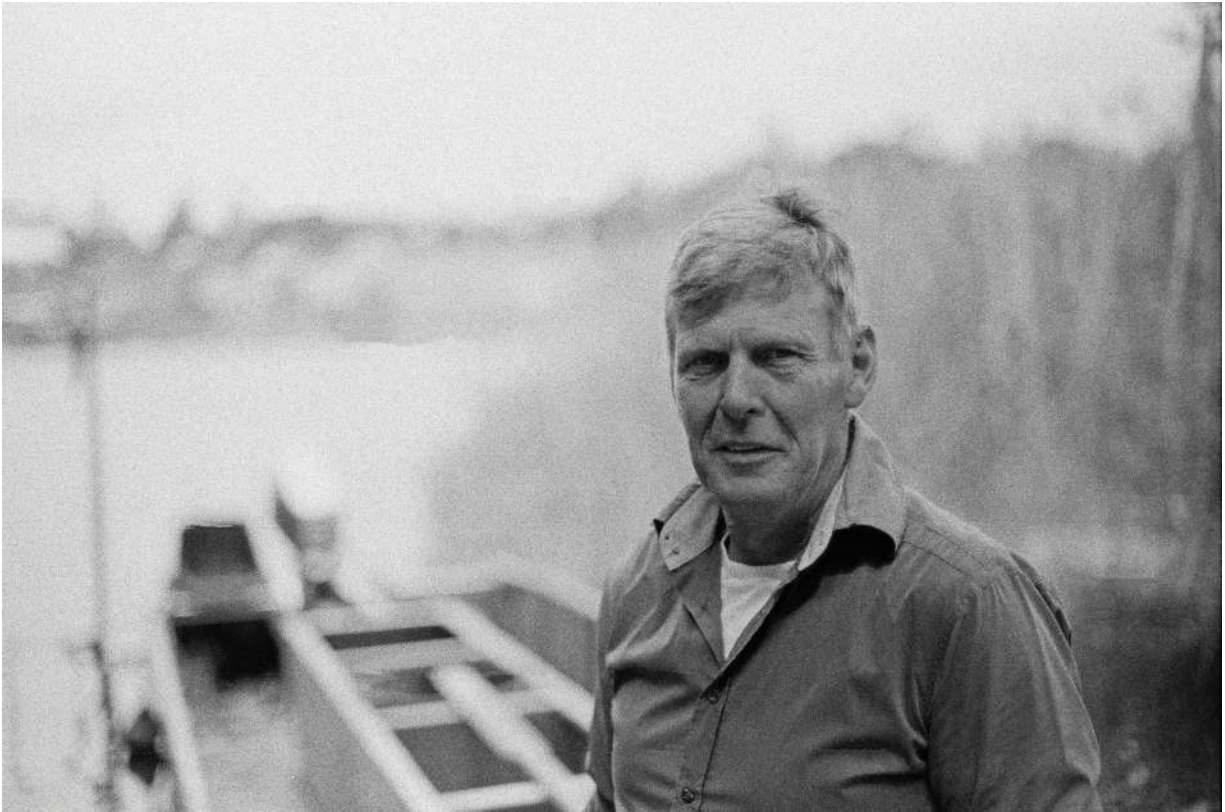
»Ich hab momentan nur auf Vorbestellung« unterbricht meine Spekulationen der Mann, der gerade aus der Pension tritt. Glaubt er, ich suche eine Bleibe? Nein, stellt sich heraus, er glaubt, ich will Fisch.

Eckhard Panz ist Fischer in vierzehnter Generation, einer der letzten seiner Zunft an der Elbe. Panz nimmt mich mit in den Anbau des Haupthauses, wo es in einem mächtigen Bassin brodelt und spritzt. »Meerforellen« erklärt er und lupft eine heraus, »so an die sieben Kilogramm«. Panz fährt zweigleisig, er vermietet und handelt mit Fischen. Aber eigentlich hat er Maurer gelernt.

Mehr als tausend Fischer hatten vor gut hundert Jahren ihr Auskommen entlang jenes Elbabschnitts, den südlich das Land Niedersachsen begrenzt. Allein zwanzig Fischer lebten in Hohnstorf. Heute gibt es noch fünf in ganz Niedersachsen, also auf knapp 250 Elb-Kilometern.

Seine berufliche Wende verortet Panz im Jahr 1999, da war er 33 Jahre alt. »Nachdem die ganzen Dreckschleudern im Osten dicht gemacht hatten, hatte sich die Elbe tatsächlich erholt, damit hatten selbst die Biologen nicht gerechnet.« Also übernahm er doch das Revier vom Vater, das vom ›Fischerzug‹ 18 Kilometer flussabwärts reicht und sieben aufwärts. Panz fischt Aal, Zander und etliches mehr. Meerforellen, erklärt er, sind kräftige Lachsartige, die sogar die Fischtreppe am Wehr Geesthacht meistern – anders als der verwandte Stint. »Mit dem sieht es jetzt ganz schlecht aus, sagt der Kollege in Hoopte.« Und schon sind wir bei Flussthema Nummer eins für Hamburgs Einzugsgebiet. Das Thema ist nicht Elphi sondern Elbvertiefung – dieses Jahr die insgesamt zehnte, sagt Panz. »Ganz früher war die Elbe im Hafen vier Meter tief, jetzt sind es sechzehn. Was an Fischlarven nicht allein durchs Baggern kaputt geht« schildert Panz die Konsequenzen »das reißt jetzt die immer stärkere Strömung mit.« Meine abschließende Frage, wie es in seiner Familie wohl weitergeht mit der Fischerei, beantwortet Panz ausweichend. »Der Sohn geht noch zur Schule – die Fischerei muss man in den Adern haben!« Ein Auto hält vor dem Haus, Kunden holen vorbestellten Fisch. Die Stammkundschaft kommt zu Panz nicht nur samstags auf den Markt in Uelzen, sondern täglich auch direkt in den Fischerzug an der Elbe. Wie sagt doch Panz am Schluss – und

es klingt leicht verbittert: »Jahraus jahrein sechs Wochentage Arbeit, und dann am siebten Tag alles ausgeben.«



Der Fischer: Eckhart Panz, einer der letzten seiner Zunft, an der niedersächsischen Elbe vor seinem Fischerboot.

Mittag naht, ich denke an die üppigen Meerforellen. In Hoopte, weiß ich von Panz, betreibt sein Kollege ein Fischrestaurant. Doch bis dahin fehlt eine knappe Stunde Fahrt – bei normalem Gegenwind. Was sich mir auf dem Deich hinter Hohnstorf bietet, verdient eher die Bezeichnung Sturm. Ich hänge den Körper über den Lenker, schaue rechts zu Elbe: imposant, mitreißend ihre Wasser. Für mich schwimmt ein Schluck Heimat mit, H₂O aus Sachsen, Stammland eines Teils meiner Familie, wohin wir jedes Jahr per Interzonenzug fahren. Start war stets Nordbayern, dessen Flüsse in den Rhein entwässern. Ziel aber war das Einzugsgebiet der Elbe, die sich mir als braun und schlammfarben einprägte, ähnlich gefärbt wie die Ufermauer